

FABIENNE SIEGMUND
THILO CORZILIUS



DAS
MÄDCHEN
UND DER
LEUCHTTURM

of/ohneohren
VERLAG

Roman

of/blut

DAS MÄDCHEN UND DER LEUCHTTURM

Leseprobe

Fabienne Siegmund
Thilo Corzilius

Roman

o/ohneohren
VERLAG

© 2015 Verlag ohneohren, Ingrid Pointecker, Wien
www.ohneohren.com

1. Auflage

AutorInnen: Fabienne Siegmund & Thilo Corzilius

Covergestaltung: Thilo Corzilius

Lektorat, Korrektorat: Fabian Dombrowski & Ingrid Pointecker

Überschrift Kapitel 2 aus: *Frühstück bei Tiffany*, © Paramount Pictures (1961)

ISBN (epub): 978-3-903006-36-2

ISBN (mobi): 978-3-903006-37-9

Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlages und/oder des Autors unzulässig. Dies gilt insbesondere für die elektronische oder sonstige Vervielfältigung, Übersetzung, Verbreitung und öffentliche Zugänglichmachung.

Alle Personen und Namen in diesem E-Book sind frei erfunden.

Ähnlichkeiten mit lebenden Personen sind rein zufällig und nicht beabsichtigt.

KAPITEL 1

Ein beinahe glühender Sommer

Jeder kennt sie. Diese ermüdenden Sommer. Sie scheinen beinahe unendlich. Es ist, als drohe die Sonne damit, ihren täglichen Zenit niemals zu erreichen. Das Gras wird gelb und die Häuser werden blass. Und die Nachmittage wirken wie aus alten Technicolorfilmen entnommen und kriechen dahin wie ausgezehnte Wanderer in der Wüste.

Ja, es war genau einer dieser Sommer, in dem ich Faith kennenlernte. Und die Begegnung mit ihr sollte mein Leben für immer verwandeln und bezaubern. Im Guten, wie im Schlechten. Denn es verändert einen jedes Mal, wenn sich die Welt der Gefühle an einem festbeißt wie ein hungriges Tier. Man weiß nicht mehr ein noch aus. Man weiß nicht, zu wem man stehen soll und noch weniger, wem man Glauben schenken möchte.

Ich bitte jede Leserin und jeden Leser an dieser Stelle ausdrücklich darum, mich nicht für vollkommen verrückt zu erklären. Ich weiß, dass alles, was ich auf den folgenden Seiten schreibe, wie ein Märchen klingen muss. Wie eine jener urbanen Legenden, die jedem hätte passiert sein können und die man sich von Straßenecke zu Straßenecke erzählt.

Geschichten sind wichtig. Ich bin nicht durchgeknallt. Denn was ich erzählen will, hat sich wirklich auf diese Weise zugetragen. Und ich bin felsenfest davon überzeugt, dass jedem Menschen mindestens etwas Ähnliches über den Weg laufen wird – wenn er oder sie nur daran glaubt – wenn er oder sie die Stimme des Windes fängt. Wunder existieren. Vielleicht versteckt in den Falten und Ritzen unserer Welt – aber sie sind da, ganz zweifellos.

Nachdem wir dieses kleine Detail am Rande nun geklärt hätten, beginne ich wohl am besten an dem Punkt meiner Geschichte, an dem es damals interessant wurde. Auf magische Weise interessant, mehr oder weniger.

Ich war einundzwanzig, ein Alter um zu träumen und um hitzig für die Dinge zu schwärmen, die einem am nächsten sind. Seit einigen Monaten lebte ich in Hamburg, der großen Stadt im Norden der Republik. Die Metropole hatte mich förmlich in sich aufgesogen. Viel zu schnell war ich Teil eines immerzu pulsierenden, großstädtischen Herzschlags geworden. Und hatte es geschehen lassen.

In der Uni war ich weder brillant noch auffallend schlecht. Weder beliebt noch gehasst. Kein Clown, kein Eroberer der Herzen – aber eben auch kein Fußabtreter.

Ich war einfach ich. War, was ich fühlte und meinte und dachte. Und das war unterm Strich auch gut so, denn ich hatte alle Zeit der Welt, herauszufinden, wer ich eigentlich wirklich war.

Einundzwanzig zu sein ist betäubend hektisch. Die Teenagerjahre liegen gerade hinter einem. Doch immer noch gewöhnt man sich an jeden neuen Gedanken, Geruch, Umstand dermaßen schnell, dass man beinahe umgehend der Meinung ist, man hätte die Welt in all ihrer Tiefe bereits durchdrungen und verstanden. Mir gehörte die Welt – dabei war ich noch ein Jahr zuvor bloß ein verwöhnter, eher durchschnittlicher, aber sehr vergnügter Kleinstädter gewesen.

Mein Zuhause in diesen Tagen lag im schönen Stadtteil Harvestehude, westlich der Alster. Frisch aus der schleswig-holsteinischen Pampa angekommen hatte ich mich auf die Suche nach einem eigenen Zuhause gemacht und war dort fündig geworden: Die Lage war bestechend, die Wohnung an sich okay. Sie war nur über einen eher schäbigen Hinterhof zugänglich und

mein Wohnraum hatte sich seit einem halben Jahr um ein weiteres auf insgesamt zwei Zimmer vergrößert. Mein einstiger Mitbewohner Steve war damals auf die von Marihuana beseelte Idee gekommen, zu kündigen und fortan in seinem alten VW T2-Bulli hausend die Welt und vor allem Indien bereisen zu müssen. Meine Eltern hatten – in einem Moment, in dem sie sich zur Abwechslung einmal einig gewesen waren – kurzerhand einen Entschluss gefasst: Sie würden Steves Teil der Miete für mich mittragen. Ich war ihr einziges Kind und sie versicherten mir bei jedem verkrampften Treffen, dass sie sich das ganz sicher irgendwie leisten konnten. Die Wahrheit dahinter war aber wohl, dass sie mich auf diese Weise vor weiterem Umgang mit Leuten von Steves Schlag bewahren wollten.

Ich nahm es hin, denn schließlich war es nicht von Nachteil, ein zweites Zimmer mitten in einem der schönsten Teile Hamburgs zur Verfügung zu haben. Zwar handelte es sich um einen Altbau, doch leider keinen von der Sorte mit hohen Decken und schmuckvollen Ornamenten. Die Fenster waren ein wenig klapprig, doch sie hielten dicht. Und direkt vor ihnen lagen die Bäume der gegenüberliegenden Straßenseite. Einer angenehm ruhigen Straßenseite. Unter mir verkaufte ein alter Ägypter gebrauchte und reparierte Fahrräder zu unverschämten Preisen. Doch ein Fahrradladen war besser als eine Kneipe, die nachts lärmende Gäste ausspuckte. Wie bereits gesagt: Ich nahm es hin und war dabei ganz zufrieden.

Den Teil meines Lebensunterhalts, den meine Eltern nicht für mich stemmten, verdiente ich mir in Roger Hinrichsons Laden für *Krempel*. Ja, ich denke *Krempel* beschreibt es ganz richtig. Zwar stand über der Tür in großen, aber sehr ausgebleichenen Lettern, es handle sich um ein Antiquariat, doch eigentlich verkaufte Herr Hinrichson alles, was sich irgendwie als alt bezeichnen ließ. Ich hatte aber eigentlich nichts an Herrn Hinrichson auszusetzen oder gar an der Arbeit, die er für mich hatte. Im Gegenteil, es war

bequem, die wirren Inhalte mancher Haushaltsauflösungen nach einem sehr eigenwilligen System in Regale einzusortieren.

Der Laden lag im Zentrum, unweit der großen Europapassage. Mitten in Hamburgs Innenstadt war niemand imstande, sich zu entscheiden, war hin- und hergerissen zwischen alten Häusern (oder solchen, die zumindest so aussahen) und den Auswüchsen einer einflussreichen Moderne. Und irgendwo dazwischen, neben einem Spirituosen-Fachgeschäft, lag Roger Hinrichsons Chaos.

Von dort kam ich an jenem Nachmittag, der heißer nicht hätte sein können. Bevor ich mich in den Bus gesetzt hatte, der mich zum Dammtor-Bahnhof und von dort zum Grindelhof bringen sollte, hatte ich mir noch zwei völlig übertrieben teure Kugeln Eis in der Europapassage gegönnt. Anschließend wollte ich zu Fuß durch die Straßen bis zu meiner Wohnung schlendern.

* * *

Doch wie so häufig kommt alles ein wenig anders, als man denkt. Das Mädchen – oder besser: die junge Frau –, das auf der gegenüberliegenden Sitzgruppe saß, war mir in den letzten Tagen schon diverse Male aufgefallen. Ihr glattes nachtschwarzes Haar war sehr modebewusst schulterlang frisiert, passend zu ihrem blassen, wunderhübschen, vielleicht etwas spitzen Gesicht. Sie trug ein helles Sommerkleid und eine Baskenmütze schief auf dem Kopf. Zweifelsohne war sie eine außergewöhnliche Schönheit, doch schien diesen Umstand außer mir niemand so recht zu bemerken, denn sie saß allein. Die übrigen Leute hielten sich von ihr fern. Beinahe so, als verströme sie einen unangenehmen Geruch. Und tatsächlich umgab sie etwas – eine Art sanfte Traurigkeit, die um ein Haar greifbar schien. Aber eben nur um ein Haar. Ein winziges, unscheinbares Detail, das nicht so recht zum Bild des Sommers um mich herum passen wollte. So etwas war für andere Leute an einem solchen Tag, der mit Eisbechern und

Freibadbesuchen übertoll war, offenbar nicht anzunehmen. Es entzog sich ihrer Wirklichkeit. Oder zumindest dem Stückchen, das sie davon wahrzunehmen bereit waren.

Ich sah weg, aus dem Fenster. Irgendwie stimmte mich der Anblick des Mädchens melancholisch.

„Hallo, ich bin Faith“, holte mich eine leise Stimme aus meinen Tagträumereien.

Da war sie.

Sie war aufgestanden und hatte sich direkt neben mich in den Gang gestellt. Einfach so. Ich hatte nichts davon mitbekommen, denn ich hatte die letzten zwei Minuten angestrengt so getan, als wäre die Pflastersteine auf dem Hamburger Gehweg neben der Straße plötzlich zu einem beachtenswerten Kunstwerk herangewachsen.

Und *sie* sprach tatsächlich *mich* an!

„Kann ich mich zu dir setzen?“, wollte sie wissen und wies auf den Platz mir gegenüber.

Schnell räumte ich meinen Rucksack von dem angefragten Sitz. „Äh, klar. Setz dich!“, hörte ich mich sagen.

„Danke“, sagte sie artig und setzte sich. „Wie heißt du?“

Ich war verwirrt. „Wieso möchtest du das wissen?“

Es war wirklich furchtbar seltsam. Sie plauderte mit mir als hätten wir uns schon kennengelernt. Dabei kannten wir uns gar nicht. Oder eben nur vom Sehen. Doch war sie gerade dabei, genau diesen Umstand zu ändern.

„Na ja, schließlich habe ich dir ja auch meinen Namen verraten“, meinte sie als sei dies die ultimative Erklärung. Offengestanden war da ja auch etwas dran.

„Jean“, sagte ich schließlich nach einer Sekunde des Zögerns.

„Siehst du, da haben wir schon etwas gemeinsam.“ Immer noch sprach sie sehr leise. Keinesfalls schüchtern zwar, denn ihre Worte waren sehr direkt. Aber irgendetwas schien ihren Sätzen das entscheidende Stückchen Wirklichkeit zu rauben.

„Haben wir?“

„Ja, unsere Namen kommen beide nicht von hier.“

Das war bestechend logisch. Natürlich hatte sie recht. Aber immerhin befanden wir uns an der großen Metropole an der Elbe. Und wie oft kam es bitteschön vor, dass ich jemandem auf der Straße in Englisch oder Französisch weiterhelfen musste? Städte-tourismus oder gar Auslandsaufenthalte in Deutschland schienen den Deutschen selbst zwar völlig abwegige Gedanken zu sein, aber es kam gerade hier in Hamburg wirklich häufig vor. Und wie viele völlig verschiedene kulturelle Hintergründe waren allein in dieser Millionenstadt versammelt? Was war also so ungewöhnlich an zwei Namen, die man nicht sofort dem deutschen Kulturraum zuordnete? Was war überhaupt deutsch oder was nicht? War das nicht eine völlig blödsinnige Diskussion in Zeiten von Auto-bahnen, Flugreisen und Internet? Ich schätzte schon. Leute, die sich als Patrioten oder Ähnliches bezeichneten, waren meiner Erfahrung nach ausschließlich Idioten.

„Scharf beobachtet, das mit den Namen“, konterte ich stattdessen etwas misstrauischer als ich gewollt hatte.

„Eigentlich ist es ja auch nichts Besonderes“, winkte sie ab. „Aber ich dachte, ich lerne dich endlich mal kennen.“

„Was heißt hier *endlich mal*?“

„Na immerhin hab ich dich jetzt bestimmt schon das siebte oder achte Mal hier im Bus sitzen sehen.“ Sie beugte sich vor und ein verschmitztes Lächeln huschte über ihre Lippen. Ihre Mimik nahm gespielt verschwörerische Züge an. „Und du mich auch“, hauchte sie.

„Stimmt“, gab ich spontan zu, etwas überrascht von meiner eigenen Offenheit. „Aber du fällst auch auf.“

„So, tue ich das?“ Sie lehnte sich wieder zurück und zog die Augenbrauen nach oben.

„Tust du“, beharrte ich, wohl wissend, dass ich mich sehenden Auges in eine Falle manövrierte. Natürlich konnte ich nun mit

einem Kompliment fortfahren. Denn atemberaubend hübsch war Faith, daran bestand kein Zweifel. Doch jungen Frauen Komplimente zu machen, war ein wenig, als spielte man in einem Minenfeld Topfschlagen – soweit reichte mein Erfahrungsschatz in dieser Hinsicht. Man konnte Komplimente zu früh, zu spät, zu übereifrig, zu übertrieben, zu abgeschwächt und in Millionen anderer Variationen vergeigen. Möglichkeiten gab es genug. Die Kunst war, das richtige Kompliment im richtigen Moment auszusprechen. Ich sah Faiths blasses Gesicht vor mir und überlegte, ob wirklich eine Chance bestand, dass sie mich in irgendeiner Weise interessant finden konnte. Aber immerhin hatte sie sich zu mir gesetzt. Das war demnach auch meine Chance, vielleicht sogar meine einzige und letzte.

„Und warum genau falle ich auf?“, hakte Faith nach.

Da war sie, die Falle. Ich hatte mich gegen ein Kompliment entschieden. Also brauchte ich nun eine Ausweichmöglichkeit. „Willst du das wirklich wissen?“, wagte ich mich vor.

„Klar, raus damit!“

„Bei einem Kaffee?“ Im Geiste zählte ich langsam bis drei, davon ausgehend, mir eine Abfuhr einzuhandeln.

„Okay“, meinte sie bloß. „Und wo?“

„Grindelallee?“, schlug ich vor. Es kam sicher einsilbig und überhastet rüber, weil ich völlig überrascht davon war, dass es geklappt hatte. Aber immerhin *hatte* es funktioniert. „Dann können wir uns auch über unsere Namen unterhalten“, fügte ich an.

„Du bist ganz schön schnell mit einem Date“, warf sie in tadelndem Tonfall ein. Ihre irgendwie trotzdem traurigen Augen ließen nicht durchscheinen, wie hoch der Grad an Ironie war, der in ihren Worten lag.

„Hey“, empörte ich mich gespielt. „Wer von uns beiden war denn bitteschön zuerst forsch?“

Das verschmitzte Lächeln blitzte erneut auf. Nur ganz flüchtig huschte es über ihr Gesicht, aber es war tatsächlich da.

„Einverstanden“, sagte sie schließlich.

Also stiegen wir an der übernächsten Station aus und landeten mitten im Grindel. Jenem rastlosen Studentenviertel Hamburgs, das atemlos wie ein Kaleidoskop in allen Farben durcheinanderwirbelte. Hier im ehemals jüdischen Stadtteil der Metropole sah – abgesehen von der aus blankem Beton errichteten Universität – alles ein wenig aus wie in einem romantischen Gemälde von Paris. Wiedererrichtete Altbauten mit Straßencafés säumten die Alleen.

Wir betraten den Hinterhof eines Eiscafé. Aus Prinzip wollte ich draußen sitzen, obwohl es bei dem brütenden Wetter möglicherweise sogar klüger gewesen wäre, sich ins klimatisierte Innere zu begeben. Doch ein Schirm aus Leinen schützte die Plätze hier vor den sengenden Sonnenstrahlen.

„Sollen wir nicht lieber reingehen?“, fragte Faith.

Noch verstand ich sie nicht – aber das sollte sich schneller ändern als mir lieb sein konnte. „Ist es dir zu heiß?“, erkundigte ich mich. „Ich meine, wir können auch reingehen, aber ich finde, es wäre eigentlich pure Verschwendung des guten Wetters.“

Wieder huschte ein Lächeln über ihr Gesicht. Diesmal jedoch hatte es eine wissende Nuance. „Nein“, meinte sie. „Aber es wird gleich empfindlich kühl werden.“

Mit einer Mischung aus Verständnislosigkeit und Unglaube schaute ich erst sie an, dann den vollkommen wolkenlosen Himmel. Dann wieder Faith. Sie war zweifelsohne von ihren Worten überzeugt, das war in ihren Augen zu lesen. Und erst hier in der prallen Nachmittagssonne fiel mir auf, wie dunkel diese tatsächlich waren. Sie hatten die Farbe von viel zu starkem Mokka. Und ich war drauf und dran, mich in ihnen zu verlieren.

„Ich lasse es drauf ankommen“, forderte ich mein Schicksal entschieden heraus. Ich wehrte mich gegen die Vorstellung, Faith könne auf irgendeine unbehagliche Art und Weise verrückt sein. Und so setzte ich mich demonstrativ an einen der Tische, direkt

vor der Tür des Eiscafés. „Wir können ja reingehen, wenn es wirklich kühler werden sollte.“

„Wie du meinst“, sagte Faith. Es klang seltsam, wie sie es tat. Fast ein wenig resigniert.

Sie ließ sich auf den Stuhl mir gegenüber nieder. Wir bestellten doppelte Espressi bei einer höflichen Kellnerin. Dann beugte sich Faith interessiert zu mir. Von Resignation war keine Spur mehr in ihren Zügen zu erkennen. „Also“, begann sie. „Dein Name. Warum hast du ihn?“

„Aus demselben Grund, aus dem viele Menschen ihre Namen haben? Meine Eltern haben ihn mir gegeben.“

„Deine Eltern kommen aus Frankreich?“

Ich verneinte.

„Aber wieso hast du dann einen französischen Namen?“, wollte Faith wissen.

Das war eine ziemlich gute Frage. Die Antwort darauf war allerdings recht simpel. „Meine Eltern sind Spinner. So einfach ist das“, gestand ich ihr offen meine Sicht der Dinge.

„Hm“, machte sie. „Eine Spinnerin bin ich auch.“

Ich seufzte. Klar. Natürlich waren wir alle irgendwie Spinner. Mehr oder weniger. Das war es wohl, was die Welt früher oder später aus uns machte. „Dann würdest du mir also auch einen französischen Namen geben?“, folgerte ich in die andere Richtung.

Sie sah mich einen Augenblick lang an und sagte dann, ohne dass ich an ihrer Ernsthaftigkeit hätte zweifeln können: „Vielleicht?“

„Tja“, unternahm ich einen weiteren Erklärungsversuch. „Ein wenig herumzuspinnen, scheint offenbar keine so seltene Krankheit zu sein. Wahrscheinlich bin ich also auch ein Spinner. Ziemlich sicher sogar. Aber ich würde einem Kind noch lange keinen französischen Namen geben, nur weil ich großer Frankreichfan bin.“

„Bist du?“

„Nein, meine Eltern.“

Sie lachte. „Na und? Sieh es doch mal andersherum: Der Name macht dich auch relativ einzigartig.“

„Hier tut er das“, gab ich zu. „Aber in Frankreich heißen viele Leute Jean.“

Sie lachte weiter. Es klang glockenhell und wunderschön in meinen Ohren, obwohl es nicht besonders laut war. „Viele, das stimmt vielleicht“, gestand sie. „Aber längst nicht alle Jungen und Männer. Faith heißen in den Staaten auch eine ganze Menge Mädchen. Und hier in Hamburg heißt niemand so.“

„Sicher?“

„Zumindest kenne ich niemanden außer mir.“

„Aber du magst deinen Namen immerhin.“

„Na klar. Er ist hier ja auch beinahe unverwechselbar. Wenn mich jemand auf der Straße ruft, drehe ich mich automatisch um.“

„Es kann ja außer dir auch niemand gemeint sein.“

„Genau. Ist es bei dir nicht genauso?“

Über diesen Punkt hatte ich schon oft nachgedacht. Ich kam jedoch immer wieder zu demselben Schluss: „Deshalb muss ich meinen Namen trotzdem nicht mögen, oder?“

Wieder ein glockenhelles Lachen. „Nein, das musst du nicht. Aber es würde dir viel besser stehen, wenn du nicht an einem Namen herumgrummeln müsstest.“

Diesmal musste ich unwillkürlich grinsen. „Na komm, so grummelig bin ich deshalb nun auch wieder nicht.“

„Wenn du meinst.“ Ein Schatten fiel auf ihr Gesicht. Zuerst dachte ich an eine Gefühlsregung bei ihr und blickte mich automatisch nach der Quelle um. Ein Freund? Ein Lover? Natürlich. Wie hatte ich auch so dumm sein können, anzunehmen, dass diese junge Frau tatsächlich mit mir einen Kaffee trinken würde, weil sie mich interessant findet? Sie *musste* doch eigentlich einen festen Freund haben. Doch das war es nicht, fiel mir eine irritierte Sekunde später auf. Der Schatten war echt.

Eine Wolke. Sie war tatsächlich vor die Sonne gezogen. Die erste echte Wolke seit gefühlten Wochen.

„Wie woher hast du das gewusst?“, fragte ich vollkommen fasziniert.

Doch Faith lehnte sich nur in ihrem Stuhl zurück und zuckte mit den Schultern. „Ich hab es halt gewusst“, sagte sie lediglich und klang ganz und gar nicht glücklich.

Ich für meinen Teil ging immer noch von einem Zufall aus und dachte mir nichts weiter dabei. „Aber jetzt zu dir!“, kam ich zurück zum Thema, erleichtert darüber, dass ihre Aufmerksamkeit an diesem Nachmittag wirklich und wahrhaftig mir zu gelten schien. „Wie kommst du ausgerechnet zu dem Namen Faith? Bist du Amerikanerin?“

Faith schüttelte den Kopf. „Nein, aber mein Vater stammt aus den Südstaaten, aus der Nähe von New Orleans. Meine Mutter kam von hier, na ja, genauer gesagt aus Berlin. Sie war Medizinerin und ist damals zu Forschungszwecken in die USA gegangen.“

Ein schwacher Wind kam auf, nicht mehr als eine sanfte Brise. Doch die Blätter an den Bäumen im Hof fingen an zu rascheln. Ein leichter Schauer lief mir über den Rücken. Auch Wind war etwas, das seit Wochen in dieser Stadt fehlte. Die Luft schien die meiste Zeit im wahrsten Sinne des Wortes zu stehen.

„Nach dem großen Sturm vor ein paar Jahren sind wir dann nach Berlin gezogen. Mein Vater ist Musiker. Er spielt Jazz. Richtig, richtig gut. Aber nachdem New Orleans dem Erdboden gleichgemacht worden war, gab es für ihn dort wenig Hoffnung auf eine Zukunft. Und so kam die Idee auf, in die alte Heimat meiner Mum nach Deutschland zu ziehen. Zeit für Veränderungen gibt es immer, weißt du?“

Ich war verblüfft, mit welcher Offenheit, ja mit welchem Grundvertrauen Faith mir begegnete. „Du sprichst bemerkenswert gut Deutsch“, versuchte ich mich an einem Kompliment. Ich

fürchtete, es war kein wirkliches und ergänzte: „Also dafür, dass du nicht hier aufgewachsen bist.“

„Natürlich. Meine Mutter ist ja auch von hier, was dachtest du denn?“

Ich zuckte mit den Schultern.

Minenfeld.

Themenwechsel.

„Also hast du die letzten Jahre in Berlin verbracht?“

Sie nickte.

„Und bist dann hergekommen.“

„Richtig. Es gab hier ein Sommerprojekt an der Uni. Dafür bin ich hergekommen. Und dann hab ich mich ein wenig in die Stadt verliebt – und bin zum Studium geblieben. Weißt du, ich wollte gleichzeitig Veränderung haben und doch keine. Ich wollte weg von zu Hause, aber ich hätte mich nicht dazu durchringen können, in eine kleine Stadt zu ziehen. Ich liebe große Städte.“

„Und wäre Hamburg immer noch die erste Wahl?“

„Ja. Man sagt doch, dass sich Hamburg und Berlin sehr ähnlich seien. Es gibt da natürlich noch Köln oder München. Aber weißt du, die sind so ... speziell.“

Ich horchte auf. „Vorurteile?“, fragte ich mit einem Grinsen.

„Nein. Du weißt ganz genau, was ich meine.“

„Stimmt.“ Natürlich wusste ich, was sie meinte. Von München oder Köln bekam man stets den Eindruck, dass das Lokalkolorit dort sehr stark durchschimmerte, während man von Hamburg oft als einzig wahrer Metropole des Landes sprach.

Ein Zeitungsblatt wurde an mein linkes Bein geweht, während ich an meinem Espresso nippte. Verrückt. Es wurde tatsächlich etwas windig.

„Und was ist *deine* Geschichte?“, wollte Faith unvermittelt wissen, nachdem auch sie sich einen Schluck aus ihrer Tasse genehmigt hatte.

„Du hast deine doch noch gar nicht zu Ende erzählt.“

„Das ist ja egal. Dann wechseln wir uns eben ab.“

„Hm. Da gibt es eigentlich nicht viel zu erzählen.“

„Quatsch. Das gibt es immer.“ Und dann sagte sie einen Satz, der mich eine ganze Weile durch die Geschehnisse der nächsten Tage und Wochen verfolgen sollte: „Geschichten sind wichtig.“

Selbstverständlich gibt es das immer, das wusste ich. Doch war ich mir nicht so sicher, ob ich hier und jetzt tatsächlich mein Leben erzählen sollte. Gut, es waren erst einundzwanzig Jahre, auf die ich zurückblicken konnte. Aber diese Jahre hatten natürlich auch nicht bloß Sonnenschein hervorgebracht. Nicht zuletzt hatte ich als Teenager unter der Trennung meiner Eltern gelitten. Nein, eigentlich tat ich es immer noch, obwohl sie sich beide auf sehr verkrampfte Art Mühe gaben, es mir so einfach wie möglich zu machen. Aber in solcherlei Hinsicht scheinen Eltern blind zu sein: Sie möchten nicht wahrhaben, wie sehr ihre Kinder trotzdem an ihrer Gefühlswelt Anteil nehmen. Ob sie es einen nun offensichtlich spüren lassen oder es lieber verstecken.

Aber ich hatte Faith das Geschichtenerzählen ja eigentlich versprochen.

Ein einzelner Regentropfen traf meinen Espresso. Einfach so. Mitten hinein. Ich blickte nach oben. Am Himmel waren tatsächlich Wolken aufgezogen. Zwar war noch ein wenig Blau zu erkennen, aber die Wolkendecke wurde beinahe sekundlich dichter.

„Ist ja irre“, bemerkte ich, dankbar darüber, meine Geschichte gerade jetzt in diesem Moment nicht auspacken zu müssen. „Du hast recht, das Wetter wird tatsächlich schlechter.“

„Natürlich habe ich recht.“

„Was studierst du denn? Meteorologie?“

„Natürlich.“

„Aha“, machte ich. „Deshalb wusstest du das also mit dem Wetter.“

„Blödsinn“, strafte sie mich ab.

„Dann verstehe ich's nicht“, seufzte ich.

„Ist ja auch egal.“

Oh, oh. Ich spürte, wie unser Date gerade eine ganz entschieden schlechte Wendung nahm. „Könntest du es mir dann vielleicht erklären?“, fragte ich etwas hilflos.

„Später“, meinte sie bloß. „Später.“ Und der Ausdruck in ihren Augen hatte etwas derart Schmerzvolles, dass ich meinen Blick von ihr abwenden musste.

Erste kleine Tropfen, wie Sprühnebel, trafen mich auf der Nasenspitze. Die Wolkendecke war schon erheblich dichter geworden und der Wind böiger.

„Lass uns gehen!“, forderte sie. Ihre Stimmung hatte sich mit einem Schlag getrübt. Sie wirkte ... erschöpft? Niedergeschlagen? Ich konnte es nicht sagen.

„Aber wieso?“, fragte ich, wohl wissend, dass dieses Date wohl kaum noch zu retten war. Bis vor wenigen Sekunden war doch eigentlich alles ganz gut gelaufen.

„Scheißwetter?“, warf sie mir als Begründung an den Kopf.

„Na und?“, entgegnete ich. „Komm, wir setzen uns unter einen größeren Schirm!“

„Willst du mich verarschen?“ Ihr wütender Blick hätte mich durchbohren können.

Aber ich wich ihm nicht aus. Wozu auch? Denn das, was ich zu sagen hatte, war aufrichtig. Möglicherweise eine etwas schrullige Seite an mir. Aber es war so wahr wie mein Spiegelbild. „Ich mag Regen.“

„Du ...“ Faith stockte.

„Ich mag Regen. Wirklich. Er ... er ist ein wenig, wie ein leiser Begleiter. Er beruhigt mich.“ Ich wusste noch nicht, dass ich in diesem Augenblick nichts Besseres hätte von mir geben können. Doch ich bekam eine Ahnung davon, als Faith mich mit einem scheuen, diesmal erstaunlich unsicheren Lächeln bedachte. Ein wahrer und nicht zu leugnender Anflug von Sympathie huschte über ihr Gesicht. Nur ganz kurz. Aber ich hatte ihn mir nicht eingebildet.

„Du *bist* ein Spinner“, meinte sie schließlich.

„Das sind wir doch alle.“

Dann folgte ein Donnerrollen und es begann, wie aus Kübeln zu gießen. Es war ein geradezu epischer Wolkenbruch.

KAPITEL 2

„Es war wie die Zugabe in einer Bonbontüte“

Wir verabredeten uns für den übernächsten Abend. Das Abaton-Kino veranstaltete eine Spezialnacht mit Audrey-Hepburn-Filmen und wir ließen uns die Gelegenheit nicht nehmen. Das selige Lächeln von Vernarrten umspielte unsere Gesichter, während nacheinander *Infam*, *Wer zuletzt lacht* und *Charade* über die Leinwand flimmerten. In den Pausen redeten wir ununterbrochen über Belanglosigkeiten.

Vielleicht mochten wir alte Filme und Musik, weil man sich damit noch ein wenig erwachsener und weltgewandter vorkam als ohnehin schon. Alles schien plötzlich so locker zu sein zwischen uns. Nicht so angestrengt, nicht so kokettierend wie noch vor zwei Tagen.

Ich fühlte mich erheblich wohler in meiner Haut. Irgendwo hatten unsere Geister sich berührt, als wir unter dem großen Sonnenschirm des Eiscafés den Regen beobachtet hatten, der nicht aufhören wollte. Ich hatte entdeckt, dass Faith – trotz ihrer umwerfenden Schönheit – eben doch ein Wesen von dieser Welt war. Das war gut, denn es gab mir Selbstvertrauen zurück. Das Reden fiel mir leichter und ich war froh zu spüren, wie Vertrautheit zwischen uns wuchs.

Wir taten alles, was auch nur in irgendeiner Weise dem Klischee von Kinogängern entsprach: Gemeinsam aßen wir Unmengen von Chips und Popcorn und tranken viel zu viel Cola. Wir stellten uns vor, wie wir zu berühmten Schauspielern wurden, und machten Witze über die blassen Stars des modernen Kinos. Die Welt stand für einen Augenblick Kopf und wir nahmen es hin. Und während wir *Infam* noch halbwegs aufmerksam ver-

folgten, so verblödelten wir *Wer zuletzt lacht* mit Witzen und verbrachten *Charade* größtenteils damit, uns in die Augen zu sehen.

Wäre es nach mir gegangen, hätte an diesem Abend irgendjemand die Zeit anhalten können und ich hätte mich nicht beschwert. Oder besser noch: Ich hätte denselben Abend immer und immer wieder erleben dürfen, wie Bill Murray in *Und täglich grüßt das Murmeltier*. Nein, ich hätte absolut nichts daran auszusetzen gehabt. Ganz im Gegenteil, ich hätte mich wahrscheinlich den glücklichsten und verliebtesten Trottel auf dem ganzen Planeten genannt. Doch natürlich endete die Nacht im Kino nach der letzten Vorstellung. Trotzdem war sie schließlich vorbei. Ich hatte mich verloren in Faiths mokkafarbenen Augen und wir schlenderten Seite an Seite hinaus in ein spätes Hamburg.

Und erst als wir die Türschwelle des Kinos überschritten, bemerkte ich, dass rings um uns her die Welt unterging. Als hätte ein wildgewordener Wettergott beschlossen, seinen Schabernack mit den Vorhersagen im Radio zu treiben. Ich verstand nicht warum. Noch nicht. Der Tag war heiß gewesen. Wie üblich. Und nichts, aber auch gar nichts hatte darauf hingedeutet, dass heute mit Gewittern oder gar heftigen Regenschauern zu rechnen gewesen wäre. Aber *Gewitter* oder *Regenschauer* wären auch untertriebene Beschreibungen dessen gewesen, was wir erblickten. Es goss, donnerte und wehte als gäbe es kein Morgen.

- Ende der Leseprobe -
Das komplette E-Book erscheint am 5. Oktober 2015.